

Jan Brokken

DIE VERGELTUNG RHOON 1944

Ein Dorf unter
deutscher Besatzung

Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen

KIEPENHEUER
& WITSCH

Die Übersetzung dieses Werkes wurde von der
Niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.



Verlag Kiepenheuer & Witsch,
FSC®-N001512

1. Auflage 2015

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »De
Vergelding« bei Atlas Contact, Amsterdam/Antwerpen

© 2013 Jan Brokken

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgend-
einer Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudi Linn, Köln,

basierend auf dem Originalumschlag von Roald Triebels

Umschlagmotiv: © Jill Battaglia/Arcangel Images

Autorenfoto: © Merlijn Doornik

Karten: Margot Stoete

Gesetzt aus der Minion Pro

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04725-7

EINS

Sie hatte ein breites Gesicht, offen wie ein Buch. Ihre Augen verrieten eine Lebenslust, die nicht im Einklang mit dem grauen Ernst ihrer Umgebung war. Wenn sie morgens aus dem Bett kroch und aus dem Dachfenster schaute, sah sie, dass das Land unter Wasser stand, aus dem drei Meter lange Pfähle ragten, die die Landung alliierter Fallschirmjäger und Amphibienflugzeuge verhindern sollten. Alles hatte die Farbe von Schlamm – auch die Obstgärten waren überflutet.

In der Küche schlang sie, weil es keinen Zwieback gab, einen mehligten Apfel hinunter; der Holundertee musste ungesüßt getrunken werden. Es blieb schummerig in dem kleinen Haus, das wie ein Pickel am Deich klebte; erst am späten Nachmittag fiel auf der Rückseite ein schmaler Lichtstreifen herein. Dennoch funkelten ihre Augen, als sähen sie das kreisende Riesenrad auf dem Jahrmarkt.

Ihr jüngster Bruder beschrieb sie als Frohnatur und Jedermannsfreund. Letzteres wage ich zu bezweifeln. Sie suchte nach einem Blick, der länger als eine Sekunde auf ihr ruhte, nach einer Reaktion, einem Zeichen von Beachtung, notfalls von Missbilligung. Wenn man das zehnte von elf Kindern ist, steht man weit hinten in der Reihe: Sie wollte wahrgenommen werden.

Sandrien de Regt war im Herbst 1944 ein auffallendes Mädchen,

vierzehn Jahre alt. Ernst Friedrich Lange, der seine gesamte Freizeit mit ihr verbrachte und sich nicht einmal die Zeit nahm, einen Brief nach Hause zu schreiben, gestand ihr jeden Abend, wie hinreißend er sie fand. Er tat das mit einer Flut von Worten, die sie längst nicht alle verstand. Für einen Soldaten redete er viel, überschwänglich, blumig; es war, als wolle er sie seine Uniform vergessen machen, indem er sie unentwegt ansah und zu ihr sprach.

Attraktiv sei sie. Verführerisch. Wie eine Italienerin, behauptete er eines warmen Nachmittags, als er ohne besonderen Anlass ein Stück mit ihr spazieren ging. Sandrien hatte tatsächlich kurzes, festes, schwarzes Haar und ziemlich große, dunkle Augen. Doch fast alle Mädchen aus dem Dorf hatten das, was Ernst wohl noch nicht aufgefallen war. Seit er Ende August ein paar Häuser weiter einquartiert worden war, hatte er nur für sie Augen gehabt. Dass das Dorf aus Deichen bestand, aus eingedämmten Flüssen, Wassergräben und Schleusen, musste er offenbar erst noch entdecken.

Ernst Lange war selbst alles andere als blond, allerdings konnte mir niemand sagen, ob seine Haarfarbe stark von Sandriens nicht einmal besonders auffällig dunklem Schopf abwich. Ich nehme an, dass er kastanienbraune Augen hatte. Ansonsten tat Ernst Lange seinem Namen alle Ehre an: Er war lang und ernst.

Manchmal stelle ich ihn mir nervös und argwöhnisch vor, musste er sich doch erst noch daran gewöhnen, Feind in einem Land zu sein, dessen Sprache ihm wie ein merkwürdiger Dialekt vorkam. In anderen Augenblicken hat er in meiner Vorstellung die siegesbewusste Haltung eines jungen Mannes, dem das Glück in den Schoß gefallen ist. Kurz nach der Ankunft das hübscheste Mädchen des Dorfes in den Armen halten zu dürfen ist nicht jedem Soldaten vergönnt.

Ich weiß es nicht. Ich räume das lieber von vornherein ein, um zu zeigen, dass diese Geschichte zwischen Fakten und Vermutungen hin- und herpendelt. Nicht, dass ich die Bilder schöner und die Gefühle stärker darstellen wollte, das würde dem bitteren Charakter dieser Geschichte zuwiderlaufen. Vielmehr habe ich Tausende

von Seiten mit Notizen, Exzerpten, Dokumenten, Akten, Zeugenvernehmungen und Augenzeugenberichten studiert, um mir ein zutreffendes Bild von den Personen und Situationen zu machen. Manche Fakten lassen sich allerdings nicht mehr ermitteln.

Von allen Personen in diesem Buch ist Ernst Friedrich Lange jahrelang die unbekannteste für mich geblieben, die verschwommenste, der junge Mann, dem die Nebenrolle zukommt. Absolut sicher bin ich mir allerdings darin, dass Lange ein baumlanger Kerl war, wesentlich größer als seine Kameraden, die höchstens eins achtzig maßen. Diese Größe sollte ihm zum Verhängnis werden.

Was sein Alter betrifft, habe ich lange im Dunkeln getappt. In verschiedenen Polizeiberichten steht schwarz auf weiß, dass Ernst siebzehn war, als er in das südholldändische Dorf Rhoo abkommandiert wurde, doch ich wusste anfangs nicht, ob er siebzehn Jahre und zwei Monate alt war oder siebzehn und elf Monate. Es ist schließlich ein großer Unterschied, ob er ein Junge am Ende der Pubertät war oder ein fast erwachsener Bursche. An keiner Stelle wird in den niederländischen Dokumenten sein exaktes Geburtsdatum genannt, lediglich: geboren im Jahr 1927. Das war, wie sich später herausstellte, nicht richtig. Vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge wurde mir ein anderes Geburtsjahr genannt: 1926. Mitsamt der Angabe von Tag und Monat: 24. Juli. In jenem Oktober 1944 war Ernst Lange also achtzehn Jahre und zweieinhalb Monate alt.

In den offiziellen Papieren ist auch seine Konfession vermerkt: evangelisch. Als Protestant wird er eher im Westen oder Norden Deutschlands aufgewachsen sein als in Bayern. In Nordrhein-Westfalen, meinten einige Dorfbewohner, die sich an Ernst Lange noch schwach zu erinnern glaubten. In Essen. Die niederländischen Dokumente schweigen zu seinem Geburtsort.

Eine Nachfrage beim Militärarchiv in Freiburg ergab als Geburtsort Jörnisdorf im Kreis Weimar. Kreis Weimar heißt inzwischen Kreis Weimarer Land, doch kein Dorf oder Weiler hat dort einen Namen, der auch nur entfernte Ähnlichkeit mit Jörnisdorf

hätte. Unter Ernst aus Essen stelle ich mir einen anderen jungen Mann vor als unter Ernst aus Weimar. Den Ernst aus Weimar schätze ich strenger ein.

Alles falsch. Ernst Friedrich Lange, so stellt sich heraus, stammt aus Jörnstorff, mit t anstatt d. Ein einziger Buchstabe Unterschied, und ich sehe ein anderes Gesicht vor mir. Jörnstorff liegt im Nordosten Deutschlands, in Mecklenburg-Vorpommern, nicht weit von der Ostsee entfernt. Das macht Ernst für mich wesentlich sympathischer, als wenn er ein Deutscher aus Thüringen gewesen wäre. Als zwölfjähriger Junge muss er häufig zum Strand geradelt sein oder in die nächstgelegene Hafenstadt – Rostock –, um allein oder mit seinem Vater den Schiffen zuzuschauen.

Es ist aber genauso gut möglich, dass er bereits beim Gedanken an Wellen seekrank wurde und die Marine als Strafe empfand. Von ihm sind keine Briefe erhalten geblieben, und selbst wenn, so hätte er darin den Markigen spielen können.

Ein Militärangehöriger hat eine Nummer, gehört einer Teilstreitkraft an und einer Einheit. Solche Angaben scheinen wertvoller, als sie tatsächlich sind. Was sagt es über Lange aus, dass er der 6. Kompanie der 20. Schiffsstammabteilung (SStA) der Land-Kriegsmarine angehörte und dass in die Erkennungsmarke, die er an einer Kette um den Hals trug, die Nummer 38190/44D eingraviert war? Nur dies: Die Zahl nach dem Schrägstrich steht für das Jahr seines Dienstantritts: 1944. Aber das wusste ich bereits aus einer anderen Quelle.

Die Marke diente der Identifizierung. Ernst wurde damit beige-setzt, zunächst in Rotterdam-Crooswijk und vier Tage danach auf dem deutschen Militärfriedhof Ysselsteyn in der Provinz Limburg. Dort liegt er zwischen 32 000 Deutschen, die während des Zweiten Weltkriegs in den Niederlanden gefallen sind. Im Block BW, Reihe 5, Grab 103. Merkwürdig, dass ich von Anfang an wusste, wo sein Grab lag, als dürfte ich nur über seinen Tod ein paar Einzelheiten in Erfahrung bringen, nicht aber über seine Jugend und seine Schuljahre unter dem Naziregime.

Wie jeder deutsche Wehrmachtsangehörige hatte Ernst Lange eine Feldpostnummer, M (für Marine) 64802 (Nachrichten-Kompanie Führungsstab Nordküste). Unter dieser Nummer ist nie Post für ihn eingegangen.

Ernst Lange war Matrose in Ausbildung. Nicht verwunderlich, das gesamte junge Kanonenfutter, das Hitler 1944 für seinen totalen Krieg benötigte, befand sich »in Ausbildung«. »Matrose« ist eher eine falsche Fährte denn ein nützlicher Hinweis: Gut und gern die Hälfte der Mannschaften der Kriegsmarine hat nie einen Fuß auf ein Schiff gesetzt. Ernst gehörte zu den Truppenteilen, die gemeinhin als »Landmarine« bezeichnet wurden. Das Fußvolk dieser Landmarine musste Häfen, Wasserstraßen, Brücken und mögliche Landeplätze der Alliierten bewachen.

Die meisten der fast achtzehnjährigen Jungen meldeten sich freiwillig zur Kriegsmarine, um einer Einberufung zur Waffen-SS oder zum Heer zu entgehen und damit einem Marschbefehl ohne Rückkehr in Richtung Ostfront. Die Landmarine überwachte die Küste von Bremen bis Biarritz. Nach dem D-Day war auch das kein Zuckerschlecken, doch theoretisch hatte ein Matrose der Landmarine eine größere Überlebenschance als die Soldaten, die in Schnee und Schlamm auf Einheiten der Roten Armee stießen.

Ernst Lange wuchs in ausreichender Nähe zu Polen auf, um die Winter an der Ostfront zu fürchten, aber ob er sich tatsächlich freiwillig zur Marine in Rostock gemeldet hat, vermag kein Archivdienst mir anhand eines Dokuments nachzuweisen.

Bei Sandrien bleiben weniger Fragezeichen. Geboren am 11. August 1930, war sie zu dem Zeitpunkt, da ich sie hier auftreten lasse, vierzehn Jahre und zwei Monate alt. Sie sah mindestens zwei Jahre älter aus, habe ich von verschiedenen Zeugen erfahren. Sie war nicht kleiner als ihre Schwester Dien, von der sie neun Jahre trennten. Im Übrigen waren beide nicht besonders groß: 1,71. Sandrien musste zu Ernst aufblicken, der sie um sechzehn oder siebzehn Zentimeter überragte.

Damals wie heute ist Sandrien kein geläufiger Name für ein protestantisches Mädchen. Getauft wurde sie auf den Namen Sandrina. Ihr Vater nannte sie Sandrien, mit scharfem S. Ihre Lehrerin, Juffrouw Corthals, nannte sie Sien, ebenso der Rektor der Grundschule. Sandrien konnte Juffrouw Corthals nicht ausstehen. Bei Rektor Brons hoffte sie immer, er würde vom Fahrrad fallen und sich den Hals brechen. Juffrouw Corthals und Meester Brons rümpften die Nase über Kinder aus großen Familien. Ihre Schwester Berdien – Rufname Dien – war noch deutlicher, sie nannte Meester Brons einen Widerling und Juffrouw Corthals ein Miststück.

Für mich war Juffrouw Corthals eine der nettesten Lehrerinnen, die ich in der Grundschule hatte, aber ich kam nicht aus einer großen Familie, und ich war ein Nachkriegskind. Als ich sie in der ersten Klasse der »Schule mit der Bibel« als Lehrerin bekam, war sie gut über dreißig und hatte ihre Vorurteile zweifellos gemäßigt. Obwohl sie die Frechheit meines Klassenkameraden Piet de Lijzer kaum ertragen konnte. Piet de Lijzer entstammte ebenfalls einer großen Familie, zufällig der, die neben der Familie de Regt in einem genauso kleinen Haus am Rijdsdijk wohnte – ich glaube, die de Lijzers waren eine dreizehnköpfige Familie.

Was Lehrer Brons anbelangt, so bin ich mit Sandrien und Dien einer Meinung: Er war ein Rektor, der auf Ungehorsam reagierte wie der Stier auf ein rotes Tuch. Einmal musste ich sogar meine Hände flach auf das Pult legen, damit er mir mit einem Holzlineal auf die Finger schlagen konnte. Nach seiner Pensionierung sollte ich ihn noch jahrelang bei uns durch die Straße radeln sehen, mit einem Rücken, so gerade wie ein Zeigestock. Er grüßte mich immer höflich. Für ehemalige Schüler schien er durchs Feuer zu gehen. Ich habe ihm nie etwas nachgetragen; er war einer vom alten Schlag, und dieser Schlag war nun mal autoritär.

Für die meisten Dorfbewohner blieb Sandrien Sien. Nach dem ersten Kuss eines Jungen fand sie, Sandrien klinge erwachsener. Sie war frühreif, früher reif jedenfalls als ihre Geschwister. Der Krieg ließ sie schneller erwachsen werden.

Ernst Lange nannte sie Sandrien, mit scharfem S. Aber wie er das R aussprach – das klang fast schnarrend. Sein N war wieder weich wie Filz; wenn er Ssandrrriennn sagte, schien ein Marienkäfer über ihren Rücken zu trippeln. Sie erschauerte beim Klang seiner Stimme und kam sich wie die Tochter des Flugzeugfabrikanten Koolhoven vor, der auf Rhoon wohnte.

Eines der Dinge, die sie Ernst zu erklären versuchte, war, dass man nicht »in Rhoon«, sondern »auf Rhoon« wohnte, weil Rhoon jahrhundertlang eine kleine Insel in der Maasmündung gewesen war. Man wohnt schließlich »auf« einer Insel, oder? Ernst begriff es nicht. In mancherlei Hinsicht fand sie ihn gewitzt und klug, in anderer einfältig. Auch gutgläubig, als wäre in der Liebe alles uneigennützig.

Matrose Lange hätte es wirklich besser wissen müssen. Nicht nur verführte er Sandrien mit einem Stück Seife (eine einfache Methode, ein Mädchen rumzukriegen; Seife war damals knapp und kostete ein Vermögen an Bezugsscheinmarken), der Ort, an dem er sich zum ersten Mal mit ihr traf, schloss sentimentale Spekulationen aus. Es sei denn, Ernst hätte nicht auf Anhub gemerkt, dass schon viele vor ihm die knarrende Treppe zur Dachkammer hinaufgestiegen waren.

Aus irgendeinem Grund denke ich, dass man Ernst Lange noch bevor er sein Abitur machen konnte von einem Provinzgymnasium genommen hat, wie Zehntausende sechzehn-, siebzehn- und achtzehnjährige Jungen in den Monaten April und Mai 1944. Und dass er von einem Moment zum anderen Mathematik, Chemie, Griechisch, Latein, Hölderlin, Kleist und *Wilhelm Meisters Lehrjahre* gegen eine sechswöchige militärische Blitzausbildung und einen gerade mal siebenstündigen Schießkurs eintauschen musste, wonach er wie insgesamt achtzigtausend andere Knaben in ein Gebiet geschickt wurde, das sie bis zum letzten Mann verteidigen sollten.

Zugegeben, das ist Spekulation. Vielleicht saß er auf einer technischen Schule, als Hitler das wehrpflichtige Alter auf sechzehn

senkte. Oder er arbeitete in einer Fabrik. Landarbeiter ist eine weitere Möglichkeit, obgleich er nicht wie ein Bauernknecht aussah. Manchmal trug er eine Brille. Dieses Ding mit den runden Gläsern setzte er sich einem Informanten zufolge ziemlich ungeschickt auf, er hakte sich die dünnen, biegsamen Stahlbügel hinter die Ohren. Zu diesem Bild passt ein etwas weltfremder Gymnasiast.

Dennoch ist Vorsicht geboten bei dieser Art von Annahmen. Ernst Lange hätte sich genauso gut zu einem Rohling oder Sadisten entwickeln können, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Am Tag darauf, dem 11. Oktober 1944, bewiesen seine Kameraden, dass sie zu allem fähig waren. Warum also er nicht?

Ernst konnte von Glück sagen, dass er nicht an die Ostfront geschickt worden war und auch nicht an die Westfront in der Normandie. Das Gebiet südlich von Rotterdam hatte sich 1944 noch nicht in ein Schlachtfeld verwandelt. Allerdings rechneten seine Vorgesetzten fest damit: Nach dem Angriff auf Antwerpen dachten sie, nun sei Rotterdam an der Reihe. Die Alliierten würden versuchen, die Häfen einzunehmen. Zusammen mit fünfzehn eiligst einberufenen Schicksalsgenossen musste Ernst das Gebiet rund um den Waalhaven bewachen. Ein trostloses Gebiet: teilweise eingestürzte Kais, zerstörte Kräne, bombardierte Lagerhallen. Im Hafen jedoch lagen U-Boote. Weiter nach Süden hin Wiesen, aufgespültes Land und mit Heidekraut bewachsene Sandflächen, die zum größtenteils zerstörten Flugplatz Waalhaven gehörten. Bei einem alliierten Angriff würde dieser Flugplatz zweifellos wieder eine Schlüsselrolle spielen, wie schon zu Beginn des Krieges. Während seiner ersten Wochen in Südholland hatte Ernst Minen legen müssen.

Von einer drohenden Landung wollte Sandrien nichts hören. Alles, was mit dem Krieg zusammenhing, mit der Besetzung, der Wehrmacht, mit Disziplin, Zucht und Ordnung, verdarb ihr die Laune. Das Einzige, was ihr am Krieg gefiel, war, dass nichts mehr geregelt und wie gewohnt ablief. Allein schon ein Wort wie »Ausnahmezustand« verschaffte ihr eine Art körperliches Wohlbeha-

gen. Vom Herbst 1943 an hatte sie nicht mehr in die Schule gemusst, und im Sommer 1944 hatte sie ihre Arbeit als Haushaltshilfe aufgeben dürfen. Im Dorf konnte keiner der Honoratioren und kein Großbauer sich mehr Dienstboten leisten, und die Luftwaffe, die im Rhooner Schloss residierte, war mit sieben Frauen aus dem Dorf, die die Hemden der Offiziere wuschen und bügelten, ebenfalls schon versorgt. Seit Juli war sie frei. Den Krieg betrachtete sie als Ferienzeit, die, wie sie hoffte, nie enden würde.

Zu Hause musste sie tüchtig mit anpacken; wenn man zehn Geschwister hatte, ging es nicht anders. Gut, die Ältesten waren bereits aus dem Haus, Jacob, Aleida und Neeltje waren verheiratet, Martinus im Arbeitseinsatz in Deutschland, aber Neeltje hatte mit ihrem Mann das vordere Zimmer bezogen (sie schliefen im Alkoven unten), und es blieben noch fünf Jungen und Mädchen übrig. Tobias, der Jüngste, pinkelte noch ins Bett – eigenartig für einen Zwölfjährigen.

Gemeinsam mit Dien machte Sandrien die Betten und wusch die Bettwäsche und die Kleider im Bottich hinter dem Schuppen. Besser konnte sie es eigentlich nicht haben. Dien war nie herrisch, bat sie nur, ihr zur Hand zu gehen. Dazu war sie nur zu gern bereit, Dien steckte voller Geschichten, die immer erst herauskamen, wenn sie mit etwas beschäftigt war.

Ihre ältere Schwester war der Kompass, nach dem Sandrien sich richtete. Was Dien tat, wollte sie auch tun, ohne weiter darüber nachzudenken. Dien war mit ihren dreiundzwanzig Jahren erwachsen. Sie verkniff es sich jedoch, sich als Mutter aufzuspielen oder in alles einzumischen. Ihre breiten Schultern und großen Hände verliehen ihr etwas Männliches, doch wenn sie sich aufrichtete, streckte sie ihre Brüste vor und bewegte kokett die Schultern, als wolle sie ihre Weiblichkeit herausstreichen. Dien war ihre kesseste Schwester, eine Draufgängerin, der es egal war, was man sich im Dorf über sie erzählte oder zuflüsterte.

Ihre Mutter kannte sie weniger gut. Sie hatte alle Hände voll zu tun mit Geerten, der nicht ganz richtig im Kopf war, und mit

Tobias, der immer schreckliche Angst hatte, niemand wusste so recht, wovor.

Waschen, bügeln, schrubben. Erst am späten Nachmittag konnte Sandrien sich ihrem zweiten Leben widmen, wenn sie sich mithilfe eines gesprungenen Taschenspiegels und einer Pinzette auf der Bettkante zurechtmachte. Ihre Augenbrauen tendierten dazu, zu schwer und zu breit zu werden, das war ein Problem, wenn man so viel dunkles Haar hatte. Mit der Pinzette zupfte sie die längsten Härchen heraus, diejenigen, die sich schon fast krümmten. Bei jedem sagte sie »Weg damit!«. Sie konnte sich eine Viertelstunde lang mit einem einzigen befassen; es war für sie auch eine Methode, zur Ruhe zu kommen. Auf Anraten von Dien dünnte sie ihre Brauen aber nicht zu stark aus; Matrosen mochten keine Bleistiftstriche. Bei den Haaren oben denken sie an die Haare unten, lernte sie von Dien. Ihre große Schwester hatte im Übrigen ebenfalls störrisches dunkles Haar.

Fürs Essen brauchten sie keine zehn Minuten. Nach der Mahlzeit las ihr Vater sicherlich zwanzig Minuten aus der Bibel vor. Er war ein sanftmütiger Mann, der ihr oder ihren Geschwistern eigentlich nie etwas verbot, nur in puncto Bibellesen war er streng. Keinen Tag oder Abend ließ er aus.

Wenn man ihm zuhörte, wuchs wirklich die Überzeugung, dass der Glaube Kraft schenkt. Er wurde dann zu einem wesentlich resoluteren Mann. In seiner Jugend war er grün und blau geschlagen worden, sein Vater hatte Genever gesoffen, als wäre es Wasser. »Ein Schuft von einem Kerl«, sagte er über ihn; aus diesem Grund hatte er sich vorgenommen, keinen Tropfen zu trinken und seinen eigenen Kindern niemals Steine in den Weg zu legen. Er sagte wenig mehr als »mm«, »wird schon so sein«, »ja, ist gut«; nur wenn er aus der Bibel vorlas, bekam er eine volle, kräftige Stimme. Sagte er »Satan«, so *war* es Satan, und man duckte sich. Seinen Stolz bezog er aus der Bibel und aus seinem Glauben. Das Wort »wir« benutzte er einzig und allein in Verbindung mit seinen Glaubensbrüdern von der erneuerten Kirche.

Ich erwähne den Glauben hier so ausdrücklich, weil die Erneueren ebenso wie die Kommunisten über jeden Verdacht erhaben sind, wenn es um ihre Haltung gegenüber der Besatzungsmacht geht. Zacheus de Regt wollte von den Nazis nichts wissen, während des gesamten Frühjahrs 1940 las er Passagen über den Satan aus der Bibel vor, und seine Kinder verstanden sehr wohl, wen er damit meinte. Dennoch verbot er seiner Tochter Dien nicht den Umgang mit Unteroffizier Walter Loos und seiner Tochter Sandrien den mit Soldat Lange. Den Glauben ausgenommen, wollte er auf seine Kinder keinen Zwang ausüben. Vermutlich war er auch nicht heimlich prodeutsch: Sein ältester Sohn Jacob betätigte sich aktiv im Widerstand und verteilte illegale Zeitungen (vorausgesetzt, sie waren christlich geprägt), sein Sohn Martinus verfluchte die Zwangsarbeit in Deutschland und spuckte zwei Jahre lang Gift und Galle in seinen Briefen, und sein Sohn Chiel schloss sich 1944 der BS, den Inländischen Streitkräften, an, einer illegalen Widerstandsorganisation. Nicht, dass de Regt seine Söhne ermutigte, die Seite des Untergrunds zu wählen; eine solche Entscheidung, die Jacob oder Chiel das Leben kosten konnte, mussten die Jungen selbst treffen. Zach de Regt muss wirklich ein nachsichtiger Mann gewesen sein.

Oder wusste er nicht, dass zwei seiner Töchter eine Liebschaft mit Moffen hatten? Möglich wäre es: Sein jüngster Sohn Tobias wusste es auch sechzig Jahre nach dem Krieg noch nicht. Tobi hatte allerdings eine Vermutung, eine bange Vermutung, vielleicht der Grund dafür, dass er bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr ins Bett pinkelte. 1944 jedenfalls hielt er die Augen offen, lauschte mit der Gier seiner zwölf Jahre, hoffte, schlauer zu werden. Dennoch bekam er nach seinen eigenen Worten nichts von Diens und Sandriens Verhalten mit, weder zu Hause noch im Dorf. Bei Vater Zacheus war es möglicherweise auch so. Die körperliche Arbeit – er war Gärtner – erschöpfte ihn, wenn er nach Hause kam, musste er seinen eigenen Gemüsegarten auch noch bearbeiten und in dem Verschlag hinter dem Schuppen sein Schwein versorgen. Tat

er das nicht, dann litten seine Kinder Hunger. Zach de Regt hatte keine Zeit für Tuscheleien auf dem Deich.

Möglicherweise war er auch der Typ, der den Kopf nach links wandte, wenn alle nach rechts schauten. Seine Töchter gingen fast jeden Abend aus und kamen erst weit nach Beginn der Ausgangssperre nach Hause. Das ging nur, wenn sie sich in Begleitung deutscher Wehrmachtsangehöriger befanden. Wenn er es also nicht wusste, dann weil er es nicht wissen wollte. Manche Menschen blenden die Realität aus, wenn es um ihre Kinder geht.

Dien hob die Wasserschüssel vom Holzofen – am Rijsdijk waren sie noch nicht ans Gasnetz angeschlossen. Sie gab einen Schuss Essig ins warme Wasser und machte sich an den Abwasch. Sandrien zog ein Geschirrtuch vom Halter. Dien war noch viel verliebter in Walter Loos als Sandrien in Ernst: Sie wuschen und trockneten die Teller so schnell ab, als hörten sie in der Ferne dröhnende Flugzeuge und wollten den Bomben gerade noch zuvorkommen.

Wenn Walter an ihrem Haus vorbeiging, pfiff er kurz, hoch und durchdringend. Ernst hatte diese Angewohnheit schnell übernommen. Dien und Sandrien banden sich dann die Schürzen ab und schnappten sich die Tasche, in der sie ihre hochhackigen Schuhe aufbewahrten. Sandrien durfte solche Schuhe noch nicht tragen, aber Dien hatte ihr ein altes Paar von sich gegeben. Dien nahm ihre jüngste Schwester überallhin mit, vielleicht weil niemand dann zu glauben wagte, dass sie etwas im Schilde führen könnte.

Ein kurzer, schriller Pfiff ... und Schritte, die sich entfernten: Auch am Abend des 10. Oktober lief es so. Dien und Sandrien eilten nach draußen und gingen zum Rijsdijk hinauf. Es war nicht Walter, sondern Ernst, sahen sie. Kurz darauf, gleich hinter dem nächsten Haus am Deich, holten sie ihn ein. Er grüßte mit einem kurzen Nicken. Die anderen, sagte er leise auf Deutsch, kämen gleich. »Sie kommen ...«

»Zse kommen, zse kommen«, maulte Dien. Sie verabscheute

Deutsch. Sandrien nicht, die hatte es in der fünften und sechsten Klasse der Grundschule eifrig gelernt. Auf Anordnung der Besatzungsmacht war der Französischunterricht 1941 zugunsten des Deutschunterrichts fallen gelassen worden. Sandrien hätte übrigens auch gern Englisch gelernt, das hatte nichts mit der Besatzung zu tun, sie liebte Sprachen.

Keine fünf Minuten später tauchten Walter und der Soldat Heinz Willems in der spätsommerlichen Dämmerung auf. Ohne Ernst und Heinz und vor allem ohne Walter, den Unteroffizier und Ranghöchsten am Rijdsijk, konnten Dien und Sandrien nicht weit kommen: Um acht Uhr begann die Ausgangssperre, niemand durfte dann das Haus verlassen. Wer es dennoch wagte, musste mit einer Festnahme oder zumindest einer Ausweiskontrolle rechnen, mit Fragen zum Vater, zu den Brüdern ... In Begleitung der Soldaten hingegen konnten sie den ganzen Abend feiern und sogar erst um Mitternacht nach Hause zurückgehen.

Walter verbot ihnen, im Dunkeln zu rauchen. Sich abends eine Zigarette anzustecken war seinen Worten nach das Gefährlichste, was ein Soldat tun konnte. Walter befürchtete an allen Abenden eine feindliche Aktion. Hinter jeder Mauer sah er »Partisanen« aufspringen. Dien nahm das nicht ernst. »Hier im Dorf passiert nie irgendwas«, behauptete sie, was den Tatsachen nicht entsprach; von Mai 1940 an passierte hier im Gegenteil für ein Dorf viel zu viel.

Über Walter Loos kann ich wesentlich mehr berichten als über Ernst Lange, trotz der Unsicherheit in Bezug auf seinen Namen. In den Gerichtsakten heißt er Walter, Walther, Loos, Loys oder Loot. Dieselben Dokumente erwähnen seine exakte Körpergröße: 1,75. Schmächtinge Statur, dunkelblondes Haar, blaue Augen, blasse, fast schon kränkliche Gesichtsfarbe. Dreiundzwanzig Jahre alt, 1921 im tschechischen Sudetenland in einer deutschsprachigen Familie geboren, allesamt glühende Nazis. Walter meldete sich zu Beginn des Krieges freiwillig zum Militärdienst, genauso wie seine beiden

Brüder und seine Schwester. 1944 war er bei der Kriegsmarine zum Bootsmann befördert worden, was einem Feldwebel beim Heer entsprach. Seit dem Sommer hatte er den Befehl über alle am Rijdsdijk einquartierten deutschen Soldaten, fünfzehn an der Zahl.

Unter den Dorfbewohnern war er verhasst. Loos war ein Wichtigtuer und Schreihals, der jeden vorbeikommenden Radfahrer kontrollierte und mindestens einmal pro Woche nach jungen Männern suchen ließ, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt werden konnten. Die Dorfbewohner nannten ihn das »rote Feldwebelchen« oder das »Feldwebelchen mit dem roten Rad«. Wenn er in der Dämmerung über den Deich ging, nahmen ihn die Jungs der Familie de Kooning und ihre Freunde von der Familie Robbemonnd unter Beschuss. Die Deiche waren nicht asphaltiert, sondern mit Schlacke bestreut, und alle paar Kilometer gab es eine Kiste mit diesen ausgebrannten Steinkohlestücken, mit denen man nach schweren Regenfällen die Schlaglöcher füllte und die Pfützen trockenlegte. Die De-Kooning- und die Robbemonnd-Jungs legten sich hinter eine Hecke und warfen Schlacken auf Loos und seine Untergebenen. Einmal erteilte Loos den Befehl, zu schießen. Es blieb bei einigen Warnschüssen, aber es war doch kennzeichnend, dass er sogar ziemlich harmlose Triezereien mit Waffengewalt ahndete.

»Loos ist ein echter Mof«, hieß es auf dem Deich. Weshalb Dien de Regt sich so schnell und so heftig in ihn verliebte, ist ein Rätsel. Loos wurde am 6. September 1944 bei Jan Krijn Jabaaij am Rijdsdijk einquartiert. Keinen Monat später hatte Dien schon mehrere Male »den Beischlaf mit ihm vollzogen«, wie sie am 15. Januar 1946 vor drei Ermittlungsbeamten des Politischen Fahndungsdienstes erklärte. Hatte sie Angst, eine alte Jungfer zu werden? Mit dreiundzwanzig hatte Dien noch nie eine feste Beziehung gehabt, nur kurze Techtelmechtel, doch in diese Kategorie wollte sie Loos nicht einordnen.

Eine bloße Laune kann es nicht gewesen sein. Dien setzte den Umgang mit Loos fort, als er Ende 1944 ins acht Kilometer ent-

fernte Hoogvliet versetzt wurde, und sie zog nach Hellevoetsluis um, als er vier Monate vor Kriegsende dorthin abkommandiert wurde. Liebe, wahre, blinde Liebe muss es gewesen sein; eine andere Erklärung gibt es nicht. Nach dem Krieg machte der Direktor einer Gewerbeschule ihr einen Heiratsantrag. Sie lehnte ihn entschieden ab. Danach verkehrte sie noch kurze Zeit mit einem Polizisten, mochte aber nach eigenem Bekunden keine Uniformen und beendete dessen Annäherungsversuche. Bei Walter Loos allerdings hatte sie sich mühelos über diese Abneigung gegen Uniformen hinwegsetzen können.

Einen materiellen Vorteil verschaffte das Verhältnis ihr kaum. Sie bekam Schokolade von Bootsmann Loos und ab und an eine Zigarette, die abzulehnen sie sich nicht traute. Eigentlich war sie Nichtraucherin. Nach zwei, drei Zügen warf sie die Zigarette weg, Grund genug für die De-Kooning-Jungs, ihr zu folgen: Sie rauchten die Zigarette abwechselnd zu Ende, bis zum letzten Tabakkrümel.

Dien de Regt ist ihr ganzes Leben lang unverheiratet geblieben. Mit Walter Loos war sie – darin sind sich alle Augenzeugen einig – ein paar Monate lang glücklich, sie »strahlte«, »lachte übers ganze Gesicht«, gehörte zu »den nettesten, lustigsten Frauen des Dorfes«.

Walter Loos war zusammen mit Heinz Willems und zwei weiteren Soldaten bei Jan Krijn Jabaaij einquartiert. Für Jabaaij war das mit Sicherheit keine Strafe, er war seit 1942 Gruppenleiter der Nationalsozialistischen Bewegung (NSB) in Rhoon und genoss die Macht und den Einfluss, die der Krieg ihm verlieh. Er ging oft gemeinsam mit Loos auf Patrouille.

Jan Krijn Jabaaij stammte aus der Provinz Zeeland, aus dem Fischereihafen Bruinisse. Die Fischerei brachte in den Dreißigerjahren nichts mehr ein, und Jabaaij war wie viele Zeeländer nach Norden gezogen, in ein Dorf vor den Toren von Rotterdam. Er arbeitete auf dem Bau und mietete 1937 ein Haus am Rijsdijk, das er eigenhändig instand setzte. Von der Politik hielt er sich fern,

auch als der Krieg ausbrach. Erst im Januar 1941, als Nazi-Deutschland unbesiegbar schien und die Deutschen sich längst in den Niederlanden festgesetzt hatten, trat er der NSB bei. Das war zu jener Zeit nicht so ohne Weiteres zu bewerkstelligen; die Anhängerschaft der Nationalsozialistischen Bewegung hatte sich in jenem einen Jahr 1941 auf 90000 Mitglieder verdreifacht, und die Führung konnte wählerisch sein. Nur Männer, die als sympathisierende Mitglieder uneigennützig in der Parteiorganisation mitgearbeitet hatten oder einer Nebenorganisation – der Wehrhaftigkeits-Abteilung (WA), dem Schlägertrupp der NSB, der niederländischen SS oder dem Jugendsturm – beitraten, kamen für eine Mitgliedschaft in Betracht. Für Männer zwischen achtzehn und vierzig galt die Wehrpflicht in der WA. Jan Krijn Jabaaij war neununddreißig, als er Mitglied wurde, und er kam seiner WA-Wehrpflicht im Herbst 1941 nach. Das fiel ihm offenbar nicht schwer, sonst hätte er ein paar Monate mit seinem Aufnahmeantrag gewartet. Oder suchte er in erster Linie nach einer gut bezahlten Arbeit? Die Mitgliedschaft in der NSB konnte ihm dabei helfen. Im Januar 1942 trat er in den Dienst des Westdeutschen Wach- und Schutzdienstes. Bis April 1945 übernahm er für dieses deutsche Unternehmen den Wachdienst bei Stellungen der Wehrmacht in Rotterdam und Umgebung. Er trug die Uniform des Wachdienstes, die große Ähnlichkeit mit der schwarzen Uniform der WA hatte, und war mit einem französischen Gewehr bewaffnet. Letzteres betonte er während der Vernehmungen nach dem Krieg so oft und so angewidert, dass es ihn offenbar in hohem Maße irritiert haben muss, keine deutsche Waffe erhalten zu haben.

Wie Zehntausenden anderer Kollaborateure wurde es Jan Krijn Jabaaij in der ersten Septemberwoche 1944 mulmig: Am Sonntag, dem 3. September, befreiten die Alliierten Brüssel, und am Montag, dem 4. September, eroberten sie Antwerpen von den Deutschen zurück. Am Dienstag, dem 5. September, würden sie in Rotterdam sein, so die Befürchtung der NSBler. Sie flohen zu Tausenden nach Osten.

Jan Krijn schickte an jenem »Verrückten Dienstag« seine Frau Nicolina nach Deutschland, wo sie bis zum Ende des Krieges bleiben sollte. Er trauerte nicht lange über ihre Abwesenheit, am Tag darauf, dem 6. September, wurden vier deutsche Wehrmachtsangehörige bei ihm einquartiert, darunter Loos, und noch im selben Monat zog Linda de Bondt bei ihm ein. Linda arbeitete im Büro der Bauleitung. Sie war vierundzwanzig Jahre alt, hatte jung geheiratet und war bereits geschieden, Mitglied der NSB, wasserstoffblond, verrückt nach schwarzen Uniformen und blank gewienerten Stiefeln.

Auch am Abend des 10. Oktober war Linda bei Jabaaij im Haus, gemeinsam mit ihrer Freundin und Kollegin Kitty – diese arbeitete ebenfalls im Büro der Bauleitung. Außerdem war ein NSB-Wachmann aus einem Nachbardorf zu Besuch. Sie tranken mit den einquartierten Deutschen, spielten Karten, doch Loos wurde spürbar unruhig. Er wollte weg.

»Warum?«, fragte Jabaaij.

»Ich habe etwas zu trinken.«

Die Wiedergabe des Dialogs stammt von Jabaaij. Er wird kurz gegrinst haben, als er gegenüber seinen Vernehmern die Stimme von Bootsmann Loos nachahmte. Loos sprach ganz ordentlich Niederländisch, konnte sich jedenfalls trotz der Fehler und der häufig zu wörtlich übersetzten deutschen Wendungen, die er benutzte, verständlich machen. Er drückte sich nur ungenau aus.

Etwas zu trinken! Jabaaij glaubte ihm kein Wort. Getrunken wurde bei ihm zu Hause. War er etwa ein schlechter Gastgeber? Bei ihm saß man doch nie lange auf dem Trockenen, oder?

Loos wurde es ungemütlich. Er wollte möglichst schnell zu Dien und gab daher als Entschuldigung an, er müsse mit ein paar Mann einen Rundgang machen. Das klang gewichtig: einen Rundgang. Er gab Soldat Willems einen Wink und verließ das Haus. Als sie sich dem Groene Kruisweg näherten, sahen sie Ernst Lange zusammen mit Dien und Sandrien auf der anderen Seite der Schnell-

straße warten. Ernst Lange war mit zehn anderen Soldaten bei einem Bauern am Rijsdijk 303 einquartiert.

Sie überquerten den Groene Kruisweg. Er war zwischen 1930 und 1934 mit Mitteln des Grünen Kreuzes angelegt worden, um Kranke und Verletzte von den Inseln schneller im Rettungswagen nach Rotterdam befördern zu können. Die erste asphaltierte Provinzstraße der Region, die vor allem 1940 ihren Nutzen bewies: Das rollende Material der Deutschen konnte sehr schnell auf ihr vorrücken. Nach der Straße überquerten Willems und Loos den Radweg und die einspurige Trasse der dampfbetriebenen Straßenbahn, die Rotterdam mit den Küstenorten Hellevoetsluis und Oostvoorne verband. Nach Asphalt, Steinplatten und Schienen hatten sie dann wieder Schlacken unter den Füßen. Die Schlacken des Rijsdijk.

Das Wetter war schön. Ich erwähne das ausdrücklich: schönes, ruhiges, trockenes Herbstwetter. Fast windstill, leicht bewölkt, angenehme Temperatur. Klaas Pikaar, der am Rijsdijk untergetaucht war und um sechs Uhr sein Rad aus dem Schuppen holte, um seinen einundzwanzigsten Geburtstag bei seinen Eltern in Hoogvliet zu feiern, erwog noch kurz, einen Mantel anzuziehen. Er sah prüfend zum Himmel hinauf, dachte: ach nein, und fuhr im Sakko davon. Jener Abend ist ihm immer verdammt gut in Erinnerung geblieben: Wenn er nicht Geburtstag gehabt hätte und zu seinen Eltern gefahren wäre, hätte er nicht überlebt.

Am Rijsdijk, einem der längsten und höchsten Deiche des Dorfes, merkte man schnell, wie das Wetter war. Man spürte jeden Windhauch, sah dunkle Wolken bereits, wenn sie noch kilometerweit entfernt waren. Schon von einem bisschen Regen wurde man hier klatschnass. Bei richtiger Kälte tat man gut daran, sich auf dem Rijsdijk eine Zeitung in die Hose zu stecken, um sich nicht zu verkühlen.

Als Rhoon noch eine Insel im Maasdelta war, schützte der Rijsdijk die gesamte Ostseite. Im fünfzehnten Jahrhundert rang man dem Wasser neues Land ab; Rhoon wurde mit der größeren Insel

IJsselmonde verschmolzen, und der Rijsdijk verlor seine lebenswichtige Funktion. Dennoch war auch nach Jahrhunderten noch zu erkennen, dass der Deich häufig erhöht worden war, um den Angriffen der Sturmfluten standzuhalten. Die Dorfbewohner empfanden es daher als schweres Verbrechen, dass östlich und südlich des Rijsdijk weite Teile des Landes von den Nazis unter Wasser gesetzt worden waren.

Der Rijsdijk begann innerhalb der geschlossenen Ortschaft und lief halbkreisförmig zum ältesten Teil des Dorfes zurück. Ich tue mich schwer beim Schätzen von Entfernungen, zumal wenn es sich um die Gegend handelt, in der ich aufgewachsen bin. Wenn es ordentlich wehte, musste ich mich auf dem Rijsdijk auf die Pedale stellen, um gegen den Wind anzukommen. Dadurch ist der Deich in meiner Erinnerung gut zehn Kilometer lang geworden: Er nahm einfach kein Ende. Auf der Katasterkarte sind allerdings als tatsächliche Länge nur etwas weniger als sechs Kilometer angegeben.

Im ersten Teil standen herrschaftliche Häuser und Villen vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts sowie zwei Schulen: die öffentliche und die christliche. Ein Stück weiter wechselten sich Bauernhöfe und Deichhäuser ab. An manchen Teilstrecken standen die Häuser fünfzig bis hundert Meter weit auseinander, an anderen krochen sie so dicht zusammen, als suchten sie die Wärme der Nachbarn. Je weiter man sich vom Dorfkern entfernte, umso größer wurde der Unterschied zwischen Arm und Reich. Die Bauernhäuser, die etwa hundert Meter vom Deich entfernt lagen, waren stattliche Höfe aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; die am Deich klebenden Landarbeiterhäuschen hatten keine Schlafzimmer, lediglich einen Dachboden. Alles an diesen Häuschen war unscheinbar, als drückten sie in Stein aus, dass ihre Bewohner auf Knien vor den Bauern liegen mussten, die ihnen Arbeit verschafften. In einem dieser kleinen Häuser wuchsen Dien und Sandrien auf; unten gab es zwei Alkoven, einen für die Eltern und einen für die verheiratete Tochter Neeltje mit ihrem Mann. Die anderen Kinder schliefen auf dem Dachboden, die Mädchen

auf der einen Seite, die Jungen auf der anderen. Ein Vorhang bildete die einzige Abtrennung.

Vom Mittelteil, dort, wo der Rijsdijk am höchsten war, konnte man kilometerweit über Felder blicken, auf denen Flachs oder Roggen wuchs, über Kartoffeläcker, die sich kurz vor der Ernte in grüne Teppiche verwandelten, und über Apfel- und Birnenplantagen. Im Herbst 1944 gehörte das alles zu den Erinnerungen aus der Friedenszeit: Das Gebiet wurde nicht mehr entwässert, und das schlammige Wasser hatte das Land einen halben Meter hoch überflutet. Es stand bis zum Flugplatz Waalhaven. Trocken war es nur noch auf und an den Deichen und auf dem Groene Kruisweg, der das umliegende Land einen Meter überragte. Auch einige Verbindungsstraßen zwischen dem Rijsdijk und dem Essendijk blieben begehbar.

Beim Billardcafé De Tol machte der Rijsdijk eine scharfe Biegung nach links. An seinem Fuß lag ein kleiner Hafen, in dem bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein Fährgeld erhoben wurde. Das Haus am Wasser, in dem vier oder fünf Familien lebten, war das frühere Fährhaus. Die Fahrgäste kamen aus Rotterdam, überquerten in einem flachen Boot, auf das sowohl die Pferde als auch das Fahrzeug passten, einen kleinen Fluss, der wie ein Wassergraben aussah, aber tückisch tief war: der Koedood. Auf der anderen Seite, im Wirtshaus von Wieger Mantz, war das Fährgeld zu entrichten, ein Cent pro Fahrzeug. Ein Stück weiter am Deich betrieb sein Bruder Hugo Mantz einen Lebensmittelladen im Vorderzimmer seines Bauernhofes. Mantz hatte elf Kinder. Bei großen Familien konnte man Gift darauf nehmen, dass sie katholisch oder erneuert waren. Hugo Mantz war Ersteres.

Im nächsten Bauernhof lebte Aai de Boeij. Er schlachtete illegal, betrieb Schwarzhandel, das wusste jeder am Rijsdijk mit Ausnahme der Deutschen. Walter Loos und Ernst Lange wussten nur, dass er in seiner Scheune eine Drehorgel hatte. An schönen Sommerabenden öffnete Aai de Boeij die Scheunentore und machte Musik. Das hatte er 1944 noch im September getan; vielleicht hatte

Ernst da das erste Mal mit Sandrien getanzt, auf dem Deich, vor der Scheune. Oder war es doch bei Nel gewesen, kurz hinter Het Sluisje?

Sie gingen weiter. Bei Het Sluisje wurden sie von den Brüdern de Kooning und einem der Robbemond-Jungs beobachtet. Bemerkten sie das? Die Deutschen hatten die Sommerzeit eingeführt, sogar im Oktober wurde es erst nach sieben Uhr dunkel. Die De-Kooning-Jungs genossen gerade die letzten Minuten vor der Sperrstunde. Oft versuchten sie noch ein paar Minuten dazumogeln. Spätestens um zehn nach acht gingen sie hinein, um mit den anderen hoch aufgeschossenen Jungs aus der Nachbarschaft ein paar Runden Klaberjass zu spielen. Sonst gab es nichts zu tun. Das Radio hatten sie im Rathaus abliefern müssen. Anfangs hatte das fast niemand im De Tol und in Het Sluisje getan; dann verriet eines der Moffenmädel, dass man im Hause Wagenmeister Radio Oranje und BBC hörte, und die Deutschen veranstalteten eine Razzia: Alle Apparate wurden konfisziert. Seitdem war nur noch das Kartenspielen geblieben, und alle im Dorf langweilten sich nach acht fürchterlich. Ausgenommen die Mädchen, die mit den Moffen gingen.

Sahen sie noch andere Burschen schräg hinter den De-Kooning-Jungs stehen? Oder fiel es ihnen nicht auf? Hatte Dien nur Augen für Walter und Ernst für Sandrien? Und trottete Heinz ein wenig dösig nebenher, den Blick auf die stumpfen Spitzen seiner Knobelbecher gerichtet?

Am Rijdsdijk drückten sich so viele Leute herum; jedes zweite Gesicht war ein fremdes. Auch auf den Inseln Voorne und Putten waren weite Flächen unter Wasser gesetzt worden, um eine Luftlandung dicht hinter der Küste zu verhindern. Zweihundert Evakuierte aus Zuidland und Zwartewaal waren bei Familien in Rhoon untergebracht worden. Bauern, Landarbeiter und Flachsarbeiter mit ihren Frauen und Kindern. Darüber hinaus gab es eine Menge Untergetauchter, Männer und junge Burschen, die dem Arbeits-

einsatz zu entrinnen versuchten. Mit ihnen waren ganze und halbe Familien mitgekommen, Frauen und Mädchen, die man ständig verwechselte, weil sie niemanden anzusehen wagten und sich wie Schemen über den Deich bewegten. Andere Familien hatten Rotterdam verlassen, weil es dort immer schwieriger wurde, Essen und Brennstoff zu beschaffen.

Weder Dien noch Sandrien kannten die genaue Zahl der Flüchtlinge. Die sollte erst nach dem Krieg bekannt werden: Im Herbst 1944 und in den ersten Monaten des Jahres 1945 waren zwischen 170 und 190 Menschen in Häusern und Bauernhöfen am Rijsdijk, am Reedijk und am Groenedijk untergetaucht, und verstreut über das gesamte Dorf hatten zweihundert Evakuierte aus Zuidland auf Dachböden und in Hinterzimmern Obdach gefunden.

Das ganze Leben stand auf dem Kopf. Zwischen all diesen untergetauchten und evakuierten Menschen waren auch noch fünfzehn Mofen am Deich einquartiert. Gegen diese Maßnahme konnte sich niemand wehren. Die Mofen kamen und sagten: »Einquartierung.« Man konnte froh sein, wenn es bei einem oder zwei Soldaten blieb. Es war ein merkwürdiges Sammelsurium da am Rijsdijk, und jeden Augenblick drohte daraus ein Chaos zu entstehen. Alle diese Fremden mussten schließlich essen, und Nahrungsmittel gab es nur auf Bezugsschein.

Die Sonne ging gerade unter, als sie an Het Sluisje vorbeigingen. Der Himmel glühte noch. Ich hoffe, dass Dien und Sandrien einen Blick auf die Häuser geworfen haben. Auf die reetgedeckten Katen, auf den ehemaligen Gasthof, der einem Gemälde von Pieter Breughel dem Älteren zu entstammen schien. Und auf ein Schöpfwerk, »die Wassermaschien«, sagte man in Het Sluisje, ein Gebäude mit hohen Fenstern, sodass man vom Deich aus hineinschauen konnte, auf die schimmernden Dampfkessel und die Treibstangen der pumpenden Maschinen. Oder auf das Haus mit dem Treppengiebel, das an einer der ältesten Grachten Amsterdams hätte stehen können. Ich hoffe, dass sie noch einen letzten Blick auf all dies Schöne geworfen haben. Am nächsten Tag war nur noch wenig davon übrig.

Heinz Willems blickte von seinen Schuhen auf. Zog etwas seine Aufmerksamkeit auf sich? Oder dachte er automatisch: Achtung, hier müssen wir runter. Auf der Höhe von Het Sluisje hatte man in den Rijsdijk eine Panzerfalle gegraben. Ich habe dieses Wort viele Male in Dokumenten gelesen, bevor mir klar wurde, worum es sich dabei handelte. Man hatte ein v-förmiges Loch in den Deich gegraben, als Falle für alliierte Fahrzeuge. Fußgänger mussten am Fuße des Deiches an dem Loch vorbeigehen. Wenn sie danach über einen schmalen Weg wieder zur Deichkrone hinaufstiegen, kamen sie bei der Flachsfabrik heraus.

Direkt am Deich ragte die blinde Mauer einer Halle auf, die Fabrik selbst lag ein paar Meter tiefer. Nur der Backsteinschlot und das Dach des Hangars überragten den Deich. Im Hangar und an den fünf Röstbecken arbeiteten im Sommer und im Herbst von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends fünfzig bis sechzig Arbeiter, auch in jenem Kriegsjahr 1944. Oder, besser gesagt: gerade in jenem Kriegsjahr 1944.

Aus Flachs wurde Leinen gemacht. Die Rhooner Flachsfabrik lieferte dieses Leinen an deutsche Schneiderbetriebe, in denen Tag und Nacht Uniformen genäht wurden, feldgraue Uniformen, die Schutz gegen russische Kälte und russischen Schnee bieten sollten. Die Flachsfabrik lief wie nie zuvor. 1923 war sie in Flammen aufgegangen, 1933 erneut, Brandstiftung, munkelte man im Dorf, um das Versicherungsgeld einzustreichen und die drohende Pleite abzuwenden; 1934 hatte sie mit staatlicher Unterstützung ihren Betrieb wieder aufgenommen. 1939 musste bereits viel Flachs von außerhalb bezogen werden, um den Bedarf zu decken; 1944 erreichte die Fabrik ihre maximale Kapazität.

Bemerkten Heinz und Walter bei der Flachsfabrik etwas Verdächtiges? Sahen Dien und Sandrien im Grau der Dämmerung eine Leiter an der Hallenwand? Oder einen Pfahl? Einen jener Pfähle, wie sie in die Wiesen zwischen Rijsdijk und Achterdijk eingeschlagen wurden, Wiesen, die noch nicht unter Wasser gesetzt worden waren? Seit dem D-Day war es zu einer Obsession der

Deutschen geworden: Überall errichteten sie Hindernisse, um eine Landung unmöglich zu machen. Die Pfähle, die zwei bis drei Meter aus dem Boden ragten, nannten sie »Rommelspargel«.

Eine Leiter? Rommelspargel? Dien sagte zwei Jahre später unter Eid: »Wir gingen an der Flachsfabrik vorbei, ohne dass uns etwas Besonderes aufgefallen wäre.«

Ernst Lange legte seinen Arm um Sandrien. Er flüsterte ihr wieder zu, dass er sie »hübsch« und »wunderschön« und »bezaubernd« finde. Sie musste lachen, die Jungs aus dem Dorf machten nicht solche Komplimente. Alles andere als das: Ich fragte einen Mann, von dem bekannt war, dass er 1944 ein Auge auf Sandrien geworfen hatte, ob sie wirklich so ein tolles Mädchen war, wie ich mir vorstellte. Er wich meinem Blick aus und sagte mit Totengräbermiene: »Ich will mal so sagen: Sie war nich hässlich, nee.«

Das war das höchste Lob, das man im Dorf einheimsen konnte: nich hässlich, nee. Kein Wunder, dass Ernst Langes Komplimente Sandrien erregten: Solche glutvollen Worte hörte sie zum ersten Mal.

Es wurde jetzt schnell Abend. Sie gingen über den leersten Teil des Rijdsdijk. Nur wenige Häuser links und rechts. Im Norden und Nordwesten Flachland. Endlose Wiesen und mit Erika bewachsene Sandflächen, über die auch nach Kriegsbeginn noch zwei Schafhirten mit ihrer Herde wanderten. Im Mai 1940 landeten dort die deutschen Flugzeuge. Weiter nach Norden waren die Überreste des Bahnhofs vom Flugplatz Waalhaven noch undeutlich zu erkennen sowie die bombardierte Flugzeugfabrik Koolhoven. Ingenieur Koolhoven wohnte in einer Villa am Molendijk, Ecke Groene Kruisweg. Er entwarf bessere Flugzeuge als Fokker, weigerte sich aber, die Deutschen zu beliefern. In den späten Dreißigerjahren wurde das sein Untergang – die Fabrik war nahezu zahlungsunfähig, als sie von der deutschen Luftwaffe bombardiert wurde. Viele Dorfbewohner hatten für Koolhoven gearbeitet, »für Mijnheer Koolhoven«, wie sie sagten. In der Flachsfabrik verdienten sie 18 Gulden pro Woche, in der Fabrik Koolhoven 58 Gulden.

Während der Sperrstunde war es auf diesem Teil des Deichs am dunkelsten. Es schien, als käme der Mond auf dieser Seite des Dorfes nie hinter den Wolken hervor. Bei Regen und Sturm wollten Dien und Sandrien hier am liebsten rennen, aus Angst, sie würden sonst vom Deich geblasen. Vor abgebrochenen Ästen, die ihnen ins Gesicht peitschen konnten, brauchten sie allerdings keine Angst mehr zu haben: Frierende Rotterdamer hatten im letzten Winter alle Bäume abgesägt, um mit dem Holz ihre Öfen füttern zu können. Netterweise hatten die Rhooner das zugelassen.

Dien schritt jetzt forsch aus. Sandrien konnte kaum Schritt halten; Walter hatte mit seinen kurzen Beinen ebenfalls Mühe, mitzukommen. Ernst ging mit ruhigen, langen, gleichmäßigen Schritten. Wie weit die Landschaft war und wie unheimlich es hier abends werden konnte, war ihm nicht recht bewusst. Er legte mal seine Hand auf Sandriens Schulter, mal den Arm um ihre Taille. Er zog sie näher an sich. Flirten lenkt unter allen Umständen von der Realität ab, doch für einen Soldaten in einem fremden Land ist es noch mehr, es ist die beste Methode, um mental durchzuhalten.

Um Viertel nach acht klingelten sie bei Nel am Rijdsdijk Nummer 89. Nel öffnete. Oder war es Magda, ihre elfjährige Tochter? Oder Winnie, die noch nicht einmal sechs war? Magda behauptete ein halbes Jahrhundert später, sie sei an jenem Abend nicht zu Hause gewesen, sie und ihre Schwester seien da schon eine Weile bei Opa und Oma in Pernis untergebracht gewesen. Ich habe jedoch die starke Vermutung, dass sie auf Geheiß ihrer Mutter ihr ganzes Leben lang bei dieser Behauptung blieb, genau wie ihre kleine Schwester. Nel sah große Probleme vorher, vor denen sie ihre Kinder bewahren wollte.

Nel hieß eigentlich Dirkje Veth. Diesen Nachnamen wollte sie nicht mehr tragen: Mijnheer Veth hatte sie zu Beginn des Krieges übel im Stich gelassen. Dann also Dirkje de Ruyter, ihr Mädchenname. Auch lieber nicht, Dirkje war in ihren Augen ein dämlicher Name. Eine elende Sitte in dieser Region, aus Jungennamen weib-

liche zu machen: Aus Aart wurde Aartje, aus Evert Eefje, aus Piet Pietje, aus Dirk Dirkje. Für sie hatte das einen komischen Klang. Das Schlimmste war, dass ihr Mann diese verachtenswerte Tradition hatte fortsetzen wollen. Ihre erste Tochter sollte Maartje heißen, die zweite Willempje, nach Großvater Willem. Maartje hatte sie nie anders als Magda genannt und Willempje immer nur Winnie.

Die Deutschen konnten die Nachsilbe *tje* nur mit größter Mühe aussprechen. Und es kamen viele deutsche Wehrmachtsangehörige zu ihr nach Hause. Luftwaffenoffiziere, die im Schloss stationiert waren. Unteroffiziere der Kriegsmarine aus Hoogvliet. Soldaten vom Deich. Manchmal betrat ihr Vater, der Küster der reformierten Kirche in Pernis war (und Bestattungsunternehmer), ihr Haus durch die Hintertür, während sie an der Vordertür rasch einen Deutschen hinausließ.

Von diesen Deutschen ließ sie sich Nel nennen. Die Militärs kamen in erster Linie ihretwegen. Dien und Sandrien hatten feste Verehrer, sie noch nicht. Nel war die Stimmungskanone, der strahlende Mittelpunkt der festlichen Abende. Sie war eine geborene Gastgeberin, die dafür sorgte, dass sich die Soldaten und ebenso die jungen Frauen wohlfühlten.

In Nels Haus kamen ferner Emma, Fie, Linda, Sijtje, Corrie van Beveren-Verbiest und Gertie Blekemolen-Wiessner, die alle am Rijdsdijk wohnten. Die beiden Letzteren waren verheiratete Frauen, die außer ihren Kindern auch gern Männer in Uniform bemutterten.

Die Namen kenne ich durch die Untergrundbewegung. Mitglieder des Widerstands behielten das Haus von Dirkje Veth-de Ruyter sehr genau im Auge und verfassten noch vor Kriegsende einen Bericht über die Vorkommnisse im Oktober 1944.

Unter Dirkje stellte ich mir eine große, kräftige Frau von zwei- unddreißig Jahren vor, mit einem Busen, an den sich zwei Soldatenköpfe betten konnten. Pechschwarzes Haar, schließlich stammte sie von den Inseln. Grobknochig, bäurisch, leicht vulgär.

Nichts an diesem Bild stimmt.

Als ihre Tochter mir, viele Jahre nach unserem ersten Kontakt, ein Foto von Dirkje gab, erschrak ich über meine Voreingenommenheit. Dirkje hatte schmale Schultern, einen langen Hals, kleine, weit auseinanderstehende Brüste, eine hohe Stirn, leicht welliges dunkelblondes Haar, zurückgekämmt und so kurz, dass ihr Nacken frei blieb. Große ausdrucksvolle Augen, die – das denn doch – ein klein wenig kess in die Kamera blickten. In beiden Ohrläppchen eine weiße Perle, was ihr einen schicken Touch verlieh.

Eine für jene Zeit auffallend moderne Frau. Von diesem Foto her scheint sie mir jemand zu sein, der mit raschen, einnehmenden Gesten mühelos Kontakt herstellt. Sie muss auch über eine natürliche Autorität verfügen haben.

Dirkje schaffte es, dass sich jeder wohlfühlte. Sie schuf Atmosphäre, Gemütlichkeit, Wärme. Alle Mädchen, die in ihr Haus kamen, nannten sie weiterhin Dirkje. Dieser Name passte viel besser zu ihr als das schroffe Nel.

Was Sandrien jedes Mal auffiel, wenn sie Dirkje de Ruyters Haus betrat, war der Geruch. Denn gerade in jenen Sommer- und Spätsommermonaten des Jahres 1944 stank es überall im Dorf nach Schweiß. In der erneuerten Kirche (ohnehin eine muffige Scheune), im Vereinshaus, im Lebensmittelladen, in der Kneipe von Mantz, überall drang einem der Geruch nach Schweiß in die Nase, nach kaltem Schweiß, der sich in Mänteln und Pullovern festgesetzt hatte. Es gab kaum noch Seife, man konnte sich und seine Kleidung nicht mehr richtig waschen. Manche Leute waren da empfindlicher als andere; Sandrien wurde es übel von dem durchdringenden Gestank.

Bei Dirkje konnte sie tief durchatmen. Die Deutschen rochen nach Seife, grüner Seife, nicht gerade die beste, aber doch sehr viel besser als Schweiß.

Die Mädchen dufteten nach der Lavendelseife, die sie von Ernst, Walter, Willi oder Heinz bekommen hatten. Und Dirkje roch sogar

leicht süß, nach Parfüm oder nach einer Art Eau de Cologne. Zu schön fand Sandrien das.

Zumindest nehme ich das an, um wenigstens irgendeinen Wunsch, ein Motiv oder eine Triebfeder anzuführen. Anderenfalls ist es mir unbegreiflich, dass man als junges Mädchen mit den Moffen turtelt, während die Alliierten bereits in der Normandie gelandet und bis Paris vorgestoßen sind, den größten Teil Frankreichs und Belgiens befreit, Brüssel, Antwerpen und sogar schon Maastricht erobert haben. Es zeugt von großer Dummheit, dann mit Ernst, Walter, Heinz anzustoßen, zu tanzen, auch Stehblues, »Lili Marleen« zu singen, sich zu küssen und an eine feldgraue Uniform zu drücken. Mit jedem Schluck Sekt, den man dann trinkt, reitet man sich weiter hinein.

Sie gefährdeten ihre eigene Zukunft, das mussten sie doch begreifen? Oder war das Dien, Sandrien, Dirkje, Emma und Gertie völlig egal? Dachten sie: Nach uns die Sintflut? Jetzt erst mal feiern! Nach der Befreiung würde das Dorf wieder genauso stur und gottesfürchtig werden wie vor dem Krieg, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Nach dem Krieg würden sie wieder als Putzfrau, Dienstbotin oder im günstigsten Fall als Hausfrau ranmüsen, mit einem Bauerntöpel daheim, der das Sagen hatte. Also jetzt noch schnell flirten, kichern, tanzen, singen.

Ich hätte gern gewusst, ob es bei Dirkje ein Klavier gab. Ihre Töchter konnten es mir nicht sagen, der gesamte Hausrat war vernichtet, und was im Einzelnen zum Inventar am Rijdsdijk gehört hatte, hatten sie vergessen. Ein Klavier, auf dem Ernst Lange »Lili Marleen« klimperte oder irgendein anderes Lied, für das man nur drei Akkorde anzuschlagen brauchte. Bei »Lili Marleen« musste man nicht einmal modulieren. Ein Lied in C-Dur, der einfachsten Tonart.

Ernst setzt sich die Brille auf und beugt sich über die Tasten. Heinz Willems stimmt die Worte leise an. Walter Loos fällt mit ein und grölt sofort los: *Vor der Kaserne, / Vor dem großen Tor, / Stand eine Laterne, / Und steht sie noch davor ...*

War es so?

Bei Dirkje de Ruyter wurde gefeiert, wurde später unter Eid ausgesagt, wurde jeden Abend gefeiert. Dann und wann ging einer der Deutschen mit einem Mädchen oder einer Frau auf den Dachboden. Auf den Dachboden bedeutete: in die Kojе, ins Bett. Weitere Details sind nicht bekannt.

Ich muss zugeben, dass die Bilder, die ich vor mir sehe, von den Filmen Rainer Werner Fassbinders beeinflusst sind. Die Paraphernalien des Zweiten Weltkriegs sind, glaube ich, eher durch die Fiktion denn durch nüchterne Fakten geprägt. Nur gut, dass Dirkje de Ruyter dunkel- anstatt wasserstoffblondes Haar hatte, sonst hätte sie Hanna Schygulla täuschend ähnlich gesehen. Bei Ernst Lange muss ich an Hark Bohm denken, den Pianisten aus *Lili Marleen* – ein langer Schlaks, spindeldürr, runde Brillengläser, billige Metallfassung, hohe, leicht krähende Stimme. Ich war süchtig nach den Fassbinder-Filmen, bis ich mich fragte, ob das nicht alles Theater sei, was er uns da lange nach dem Krieg zeigte: Kabarett, Kulisse, Schminke ...

Streichen wir also das Klavier bei Dirkje. Zu frivol für die Tochter eines Küsters und Bestattungsunternehmers. Von Zeit zu Zeit lief das Radio bei ihr zu Hause. Im Gegensatz zu den anderen am Rijsdijk hatte Dirkje den Apparat nicht abliefern müssen. Die deutschen Soldaten und die Mädchen, die zu ihr kamen, tanzten zum Swing der Ramblers. Das ging, die beiden jüdischen Mitglieder waren 1941 aus dem Tanzorchester entfernt worden, den Namen hatte man 1942 zu De Remblers niederlandisiert, und als das dem Besatzer noch zu englisch geklungen hatte, war daraus Theo Uden Masman en zijn Dansorkest geworden. Ganz schön umständlich. Ob man je gesagt hatte: »Wollen wir mal schön swingen zu Theo Uden Masman und seinem Tanzorchester«? Natürlich nicht; es blieb bei De Remblers.

*Dag schatteboutje, / dag aardig vrouwtje, / dag lieve kleine meid, /
mag ik het wagen, / jou iets te vragen, / heb je even tijd?*

Hallo, liebes Schätzchen, / hallo, hübsches Frätzchen, / hallo, liebe

kleine Maid, / darf ich's wagen, / dich zu fragen, / hast du für mich Zeit?

Ernst zog Grimassen, wenn er versuchte, »schatteeboutje« auszusprechen, Dirkje machte die Tanzschritte vor, Sandrien bekam vor Aufregung rote Wangen. The Ramblers waren vor dem Krieg das Hausorchester der VARA gewesen. Wenn der Ansager zur Begrüßung sagte: »Guten Abend, meine Damen und Herren, Sie hören die VARA, die sozialistische Rundfunkgesellschaft ...«, dann stand Sandriens Vater resolut auf und schaltete das Radio aus. Bei ihr daheim durfte man nur die niederländisch-christliche NCRV hören; das rote Gesocks kam ihnen nicht ins Haus. Zumindest als sie noch ein Radio hatten und bevor alle Sender gleichgeschaltet und zum Nederlandsche Omroep zusammengefasst wurden. The Ramblers hörte man übrigens weiter, sie spielten oft für den Nederlandsche Omroep. Wenn sie daheim noch ein Radio gehabt hätten, hätte ihr Vater es wie eh und je ausgeschaltet. Jazzmusik war Zacheus de Regt viel zu wild und führte nur zu Zügellosigkeit.

Sie blieben bis halb zehn bei Dirkje. Alle Zeugen sind sich darin einig, dass Dien de Regt, Walter Loos, Sandrien de Regt, Ernst Friedrich Lange und Heinz Willems die Wohnung von Dirkje de Ruyter zwischen halb zehn und Viertel vor zehn verließen und über den Rijdsdijk nach Hause zurückgingen. Nur Jan Krijn Jabaaij, der NSBler, behauptete, er sei um Viertel nach acht Walter Loos suchen gegangen und sei ihm kurz danach in Begleitung einiger anderer deutscher Wehrmachtsangehöriger begegnet. Fünf Zeugen widersprechen ihm jedoch entschieden. Vier von ihnen – darunter Dirkje de Ruyter – nennen halb zehn als Aufbruchszeit. Nur Sandrien meinte, es sei Viertel vor zehn gewesen. Sagen wir also: kurz nach halb zehn.

Sie gingen nebeneinander über die volle Breite des Deichs. Von links nach rechts Heinz Willems, Sandrien, Ernst Lange, Walter Loos, Dien.

Walter und Dien gingen fest umarmt, Ernst hatte seinen Arm

um Sandriens Taille gelegt und Sandrien ihre Rechte auf seine Hüfte, kurz oberhalb seines Koppels. Heinz Willems schlenderte nebenher.

Es war stockdunkel. In allen Häusern waren die Fenster durch Übergardinen, schwarze Verdunkelungsvorhänge oder Spezialpapier abgeschirmt. Sogar das kleinste Toilettenfenster musste verdunkelt werden. Nach dem »Verrückten Dienstag« hatten die Deutschen Abend für Abend Kontrollen durchgeführt. Wer nicht genügend verdunkelte, wurde mit einer Geldstrafe belegt. Jedes Lichtpünktchen bot den alliierten Bombern die Möglichkeit, sich zu orientieren.

Die Deiche waren nie beleuchtet gewesen, auch vor dem Krieg nicht. Straßenlaternen gab es nur im Ortskern. Ausgenommen die Kreuzungen: Die wurden von einer an einem Telegrafmast angebrachten Lampe beschienen. Zu Anfang des Krieges waren jedoch alle Glühbirnen auf Anordnung des Besatzers entfernt worden. Auf den Deichen sah man die eigene Hand nicht vor den Augen.

Dien hatte das Gefühl, bis zu den Schultern im Wasser zu stehen und das Flussufer nicht finden zu können. Sandrien begann zu verstehen, was im 2. Buch Mose mit der ägyptischen Finsternis gemeint war. Dass sie Ernst so festhielt, ging genauso auf das Konto ihrer Angst wie ihrer Liebe. Dien stapfte auf der Seite, auf der die Halle der Flachsfabrik auftauchte. Von Wind war nichts zu hören. Das Einzige, was die Stille durchbrach, war das Geräusch ihrer Schritte. Steinchen knirschten unter ihren Schuhsohlen.

Dann, auf Höhe der Flachsfabrik, stieß Ernst einen grauenhaften, hohen Schrei aus. Im selben Moment hörten sie ein Zischen.

Niemand begriff auf Anhieb, was los war, auch Ernst Lange nicht. Walter Loos dachte, sie seien in einen Hinterhalt gelockt worden. Ernst sprang bestimmt einen Meter hoch und fiel dann längelang zu Boden, als habe er keine Kontrolle mehr über seine Gliedmaßen. Sandrien wurde von ihm mitgerissen und stürzte quer über ihn. Heinz konnte sie noch etwas abfangen.

Ernst merkte als Erster, woher die Hitze kam. Er rief Loos zu: »Elektrischer Strom, Herr Bootsmann.« Auch Sandrien spürte Strom, an ihrem Kopf, an den Beinen. Heinz riss sich das Gewehr von der Schulter. Der Lauf war so glühend heiß, dass er sich die Hand verbrannte.

Dien, die wie angewurzelt stehen geblieben war, sah sich mit großen Augen nach einem Draht oder Kabel um, das schräg über der Straße hängen musste, denn nur der lange Ernst war dagegengelaufen. Sie sah nichts, machte einen Schritt nach vorn, drehte sich um. Da glaubte sie undeutlich einen Draht zu erkennen, der sich auf der Seite der Flachsfabrik von der Mauer gelöst hatte. Auf der anderen Seite des Deichs hing er noch hoch in der Luft am Strommast. Ernst stieß ächzend hervor, er komme nicht von der Leitung los.

Heinz Willems und Walter Loos liefen schnell davon, in entgegengesetzte Richtung. Willems zum Groene Kruisweg, Loos in Richtung des Hauses von Dirkje de Ruyter. Nach ein paar Schritten überlegte er es sich anders und klingelte am erstbesten Haus. Einen Moment später kehrte er mit einem Jutesack zurück, den er Sandrien zuwarf. Sie griff danach, spürte daraufhin keinen Strom mehr und sprang auf. Dien atmete auf: Ihre kleine Schwester jedenfalls war gerettet.

Ernst konnte nicht aufstehen. Er hing noch immer an dem Kabel fest, das er mit beiden Händen gepackt hatte, durch seinen Körper gingen die damals bei Hochspannungsleitungen üblichen 500 Volt.

Walter Loos war außer sich vor Schreck, Angst, Wut. Er war der Ranghöchste, er würde für die Folgen geradestehen müssen; das war ihm sofort klar. Als Erstes mussten die Mädchen weg, danach würden Heinz und er schauen, was sie für den Soldaten Lange tun konnten. Zuerst die Spuren verwischen; offiziell befanden sie sich schließlich auf einem Wachgang.

»Weg«, rief er mit sich überschlagender Stimme auf Deutsch.
»Weck, weck ...«

Er brauchte nicht weiter zu drängen, Sandrien zitterte am ganzen Leib, Dien fragte sich, ob die Nässe, die sie an ihren Oberschenkeln spürte, ihr Urin sei. Dennoch zögerte sie kurz. Weg bedeutete: weg von Walter.

Dieser Gedanke kam Sandrien noch nicht mal für den Bruchteil einer Sekunde. Mochte Ernst sich auch in Todesnot befinden, sie machte sich aus dem Staub. Von einem Moment zum anderen verwandelte sie sich von einem kessen Mädel in ein furchtsames Kind, das sich fragte, ob gleich links und rechts Männer aufspringen und sie niederschießen würden. Wie Walter Loos glaubte sie, in einen Hinterhalt gelockt worden zu sein: Sie rannte um ihr Leben.

Dien holte sie rasch ein. Gemeinsam eilten sie nach Hause, Hand in Hand, für den Fall, dass eine von ihnen stolperte.

Um zehn Uhr öffneten sie vorsichtig die Hintertür. Ihr Vater, ihre Mutter, ihre Brüder und Schwestern schliefen bereits. Sie schlichen die Treppe zum Dachboden hinauf, glitten auf die Kante von Diens Bett, kamen wieder zu Atem.

Sie sagten nichts. Nichts im Sinne von: »Mein Gott, wie konnte dieses Kabel da nur runterhängen?« Oder: »Welcher Mistkerl hat das getan?« Zweifellos dachten sie daran, was ein Mann vor einigen Tagen zu Dirkje de Ruyter gesagt hatte: dass »diese Moffenhuren irgendwann mal gegen ein Kabel laufen« würden. Doch sie wiederholten diese Worte nicht. Sie zogen sich aus und krochen unter die Decke.

Sandrien spürte den Strom noch in ihren Beinen, Dien fragte sich, ob sie wirklich ein Kabel gesehen hatte. Schlafen konnten sie nicht. Sie lauschten, hielten den Atem an, um kein Geräusch von draußen zu überhören.

Eine halbe (laut Dien) beziehungsweise eine Stunde später (laut Sandrien) hörten sie Schritte auf dem Deich und Stöhnlaute. Sie sprangen aus dem Bett, lugten vorsichtig aus dem Fenster. Es waren Deutsche, die zu Jan Krijn Jabaaijs Haus gingen und Ernst Lange trugen.

Kam dieses Stöhnen von Ernst? Oder lebte er nicht mehr und

war es einer der Träger, der schnaufte und ächzte, weil Soldat Lange mit seinen eins siebenundachtzig ganz schön schwer war, wenn man ihn über mehrere Hundert Meter Entfernung tragen musste?

Sie fragten sich das die ganze Nacht über: Wer hatte gestöhnt?

Am nächsten Morgen um acht kam Dirkje de Ruyter. Sie berichtete, Walter Loos und ein anderer deutscher Soldat seien an diesem Morgen bei ihr gewesen und hätten gesagt, sie – Dirkje, Dien, Sandrien – dürften nichts über den Vorfall verlauten lassen. Vor allem Sandrien müsse den Mund halten, die sei noch so jung, noch lange nicht volljährig. Von Ernst sagte sie nichts, sie gab lediglich die Botschaft von Bootsmann Loos weiter und eilte dann wieder nach Hause. Dort blieb sie nicht lange; sie flüchtete noch am selben Morgen zu ihren Eltern nach Pernis und kehrte erst am späten Nachmittag zum Rijdsdijk zurück.

Walter Loos versuchte sich abzusichern. Er hatte vor – und tat es auch –, zu seinem Kompaniechef zu sagen, er sei mit ein paar Soldaten auf Patrouille gewesen.

Eigenartigerweise wurde dies die offizielle Version des Vorkommnisses. Die Version, die Eingang in die meisten Berichte fand. Die Version, die im Dorf die Runde machte, die Version, an der man auch nach dem Krieg festhalten sollte und die Juffrouw Corthals und Meester Brons uns Rhooner Schulkindern jedes Jahr am 4. Mai erzählten, wenn der Toten des Krieges gedacht wurde. Die Version der Deutschen also, von Bootsmann Walter Loos, einem glühenden Nazi, der eine Disziplinarstrafe seiner Vorgesetzten fürchtete.

Eines Abends im Oktober patrouillierte eine Gruppe deutscher Soldaten auf dem Rijdsdijk in Rhoon. Der Vorderste trat auf ein elektrisches Kabel, das infolge der heftigen Herbstböen herabgerissen worden war. Er stand sofort unter 500 Volt Spannung ... So wurde es erzählt.

Dass Walter Loos und seine Untergebenen keineswegs auf Pat-

rouille gewesen waren, sondern sich in Gesellschaft einiger Rhoo-
ner Mädchen befanden, stand nur in einem Bericht der Wider-
standsbewegung, der ein halbes Jahrhundert lang vertraulich blieb,
in einem von der deutschen Lesart stark abweichenden Protokoll,
das die Polizei am folgenden Tag aufnahm, das nach dem Krieg
jedoch niemand mehr zurate ziehen sollte, sowie in der Nieder-
schrift der Vernehmungen von Jan Krijn Jabaaij, Dirkje Veth-de
Ruyter, Dien de Regt und Sandrien de Regt, die drei Beamte der
Rotterdammer Polizei, Abteilung Politische Ermittlungen, am 3. und
6. Juni 1949 durchführten – zufällig die Woche vor meiner Geburt.
Die Vernehmungen blieben so lange geheim, dass sie das Bild der
Ereignisse nicht mehr beeinflussen konnten.

Alle schienen sich darüber einig zu sein: Für die Nachgebore-
nen musste der Beginn des Dramas sauber sein.

ZWEI

Weitere Märchen kursierten, Märchen, die als unumstrittene historische Fakten hingestellt wurden. Zum Beispiel, dass sich der Krieg vor jenem 10. Oktober 1944 im Dorf kaum bemerkbar gemacht hatte und dass das normale Leben nach den ersten Kriegstagen, als in der näheren Umgebung noch kurze Zeit gekämpft worden war, einfach weitergegangen war. Das war nicht einmal gelogen, sondern eher eine Vertuschung dessen, was sich in Wirklichkeit abgespielt hatte, oder ein mutwilliger Versuch, die Ereignisse als kleiner und unbedeutender hinzustellen, als sie waren. Über Belanglosigkeiten braucht man später keine Rechenschaft abzulegen.

Bleiben wir noch kurz bei der Familie de Regt. Für Sandrien, Dien und Tobi de Regt, für ihre Eltern, ihre Geschwister begann der Krieg außerordentlich heftig, mit Bildern, die sie ihr ganzes weiteres Leben lang nicht vergessen sollten und die, in Diens Worten, zeigten, »was für eine Mistzeit das war«.

Der deutsche Überfall kam für Vater de Regt nicht überraschend. »Das kann man sich an fünf Fingern abzählen«, brummelte er im Beisein seiner Kinder. Die Tschechoslowakei war ein gutes Jahr zuvor von Deutschland annektiert worden, Polen hatte sich im Oktober 1939 ergeben müssen, nachdem die Luftwaffe 560 Tonnen Sprengbomben und 72 Tonnen Brandbomben über War-

schau abgeworfen hatte. Dass Zach de Regt die exakten Zahlen kannte, bewies, dass er die Nachrichten in der Zeitung und im Radio genauestens verfolgte. Am 9. April 1940 waren die Nazis in Norwegen und Dänemark eingefallen. Von diesem Moment an stand es für de Regt fest, dass die Niederlande, Belgien und Frankreich Hitlers nächste Opfer sein würden.

In dem langen Gebet, das er jeden Abend nach dem Essen und der Bibellesung sprach, bat er den Herrgott, »unser Land, unser Königshaus, unser Dorf und unsere Familie« vor Satan zu behüten. Dass der Herrgott jedoch eine Heimsuchung in petto hatte, erschütterte ihn als rechtschaffenen Calvinisten nicht wirklich. Ihn wunderte lediglich, dass Satans Truppen an jenem schönen, sonnigen frühen Morgen des 10. Mai »wie weiße Engel« vom Himmel schwebten.

Dien wurde vom Geräusch laut brummender Flugzeuge wach, die in sehr geringer Höhe über das Dorf flogen. Unmittelbar darauf folgten Explosionen. Sie sprang aus dem Bett, öffnete das Dachfenster und sah Lichtblitze über dem Flugplatz Waalhaven. Das war gegen vier Uhr morgens. Ihre kleine Schwester Sandrien stellte sich neben sie, und Dien sagte: »Mannomann, jetzt ist es wirklich Krieg.«

Ich muss gestehen, ich mag diese nüchterne Art. Noch besser illustriert die Mentalität der Inselbewohner vielleicht, dass die beiden Schwestern danach einfach wieder ins Bett krochen. Die Bomben fielen schließlich kilometerweit entfernt! Schwer beschädigt konnte der Flugplatz ihrer Meinung nach nicht sein: Kurz nach der Explosion hörten sie, wie eine Maschine nach der anderen aufstieg. Das stimmte: Ihr Hörvermögen hatte nicht gelitten.

Waalhaven war seit einigen Monaten ein Militärflugplatz, nachdem er zwanzig Jahre lang zivilen Zwecken gedient hatte. Im September 1939 hatte das Kriegsministerium den Flugplatz requiriert, um ihn zur Heimatbasis der 3. Jagdfliegerabteilung zu machen. Diese 3. JAVA erhielt den Auftrag, feindliche Maschinen abzufangen und Hafenanlagen zu schützen. Der Flugplatz Waalhaven lag

ganz in der Nähe des riesigen Hafenkomplexes, dem er seinen Namen verdankte. In Luftlinie war es auch nicht weit zu den drei größten Schiffswerften Rotterdams (RDM, Gusto, Wilton-Fijenoord) und zur BPM-Erdölraffinerie östlich von Pernis, die die gesamten Niederlande mit Benzin und Heizöl versorgte. Die 3. JAVA umfasste elf Jäger.

Dien und Sandrien hatten an jenem frühen Freitagmorgen richtig gehört: Nach den ersten Explosionen stiegen noch Maschinen auf. Aber sie sahen falsch: Der Flugplatz wurde durch die deutschen Bomben doch schwer beschädigt. Die meisten Hangars und Gebäude fingen Feuer, und drei Fokker G-I-Jagdflugzeuge wurden zerstört.

Nach dem ersten Überraschungsangriff stürzten die Piloten und Bordschützen der 3. JAVA zu den acht übrig gebliebenen Maschinen. Es gelang ihnen, aufzusteigen, obwohl sie die Bombenkrater auf der Startbahn umrollen mussten und die deutschen Heinkel nach wie vor anfliegen, um ihre Bomben abzuwerfen. Die Fokker G-I waren großartige Maschinen. Auch hier wieder: Ich dachte, dass die niederländischen Streitkräfte 1940 lediglich über Fahrräder und verrostete Gewehre verfügten und ganz gewiss nicht über zweimotorige Jäger, die dank ihres doppelten Seitenleitwerks enge Kreise fliegen oder senkrecht vom Himmel fallen konnten. Maschinen mit acht 7,9 mm-Maschinengewehren vorn und einem 7,9 mm-Browning-Maschinengewehr im Heck. Der ultramoderne Jäger war 1936 die Sensation der Pariser Luftfahrtausstellung gewesen und hatte den Spitznamen *Le Faucheur* erhalten. Der Morgen des 10. Mai bewies, dass dieser Jäger tatsächlich ein »Mäher« war, der sich wie eine Sense durch den Luftraum bewegen konnte: Die auf dem Flugplatz Waalhaven stationierten G-I schossen innerhalb weniger Stunden dreizehn deutsche Maschinen in der Luft ab, darunter sieben Kampfflugzeuge vom Typ Heinkel 111. Lediglich eine G-I wurde während einer Kampfhandlung über der Nieuwe Maas ausgeschaltet, die Übrigen sieben mussten infolge fehlenden Treibstoffs und fehlender Munition aufgeben.

Südlich von Rotterdam begann der Zweite Weltkrieg mit einem Luftgefecht, das überzeugend zugunsten der Niederlande entschieden wurde. In meiner Jugend hörte ich nichts davon, als fiel dieser kleine Teil der Geschichte in die Rubrik falsche Heroik. Warum? Aus Scham über die Niederlage, die bereits fünf Tage später erfolgte? Oder um nur ja nicht an dem Bild des lieben, netten, ohnmächtigen kleinen Landes am Meer zu rütteln, das sich am 10. Mai 1940 völlig überrumpeln ließ?

Als die sechzehn Piloten und Schützen starteten, wussten sie, dass sie nicht mehr zum größtenteils zerstörten Flugplatz Waalhaven zurückkehren konnten. Ihre Mission würde mit einer Notlandung oder dem Tod enden: Das stand fest, als sie aufstiegen. Es kam darauf an, vorher noch möglichst viele deutsche Maschinen herunterzuholen. Das gelang ihnen aufgrund ihres – ich muss diese Worte jetzt einfach mal verwenden – Schneids und Muts. Eine einzige Fokker G-I konnte nach Beendigung ihrer Mission auf dem Militärflugplatz De Kooy bei Den Helder landen; fünf andere Jäger schlugen auf einer Wiese auf, als sie ihre letzte Munition verschossen und keinen Treibstoff mehr hatten. Ein Jäger fiel aus großer Höhe senkrecht vom Himmel und bohrte seine Nase in die Wiese hinter Hoeve Portlandt in Rhoon. Das geschah am frühen Nachmittag; die G-I hatte den ganzen Vormittag deutsche Bomber gejagt. Der Pilot und der Bordschütze waren sofort tot.

Eines konnten Dien und Sandrien unmöglich sehen, es sei denn, sie wären aufs Dach geklettert. Wout Wachtman wohnte einen Kilometer von ihnen entfernt. Er sah es, und zwar, wie er selbst glaubte, als Einziger. Wout konnte sich auch ein halbes Jahrhundert danach noch immer nicht darüber beruhigen, dass niemand gemerkt hatte, wie um Viertel nach vier Uhr morgens einer der deutschen Bomber den Flugplatz Waalhaven rechts hatte liegen lassen und nach Rhoon abgedreht war. Auf drei Seiten tippte Wout eine Erklärung (»abgefasst von Wout Wachtman, am 24. Januar 1988«), die sein Sohn zwanzig Jahre später in einer Keksdose fand.

Der deutsche Bomber flog in geringer Höhe über den Rijsdijk und ließ seine Ladung auf das Landhaus des Flugzeugbauers Koolhoven fallen. »Die erste Portion Bomben war für Waalhaven«, tippte Wout in seiner Erklärung, »die zweite für Mijnheer Koolhoven.«

Wollten die Deutschen verhindern, dass Koolhoven sich nach England absetzte und dort wieder Flugzeuge entwarf? Es sah ganz danach aus. Die Bomben landeten übrigens neben der Villa, wo sie sich in das sumpfige Grasland bohrten, ohne zu explodieren. 1957 oder 1958 wurden sie vom Minenräumdienst entschärft: Ich stand als kleiner Junge daneben und sah zu. Niemand wusste mehr, wer Mijnheer Koolhoven gewesen war, jedenfalls keiner von meinen Freunden und ich auch nicht.

Wout Wachtmann tippte: »Es ist viel mehr passiert, als gemeldet und beschrieben wurde. Ich finde, dass alles wiedergegeben werden muss. Leider ist man über bestimmte Dinge zu leicht hinweggegangen.«

Man hört noch den Protest in diesen Sätzen. Für Wout Wachtmann war enorm viel vertuscht und unterschlagen worden. Doch seine Erklärung zum tatsächlichen Sachverhalt verschwand in einer Keksdose. Er schaffte es nämlich nicht, alles zu Papier zu bringen, und hörte beim Jahr 1943 auf. Wout tat sich nicht mit den Fakten schwer, wohl aber damit, sie in klare Sprache zu fassen.

Im Falle Koolhovens irrte er sich übrigens. Das Landhaus des Flugzeugkonstruktors lag an der Kreuzung von Molendijk und Groene Kruisweg. Ein herrliches Anwesen in Form eines Gehöfts. Der Kunstmaler, Zeichner, Grafiker und Umschlaggestalter Dirk Hidde Nijland hatte es 1905 erbauen lassen. Dreißig Jahre später kaufte Koolhoven das Haus. Am frühen Morgen des 10. Mai 1940 ging ein Mann am Gehöft Mariahoeve vorbei. Aart Veldman hatte vorn einen Höcker und hinten einen Buckel: Er konnte nie länger als einige Stunden schlafen und streifte, sobald der Morgen dämmerte, durch das Dorf. Wie Wout Wachtmann sah er einen Bomber auf Koolhovens Haus zusteuern. Gefolgt von einem zwei-

ten, einem dritten sowie einer kleinen Maschine. Das war wieder eine G-I, die Jagd auf Bomber machte. Tatsächlich ließen zwei Flugzeuge Bomben auf den Garten von Mijnheer Koolhoven fallen, aber nach Aarts Meinung war das keine gezielte Aktion, sondern diente dazu, ihre Ladung abzuwerfen und dadurch schneller zu werden, sodass sie diesem verfluchten »Mäher« entkommen konnten.

Das zweite Bombardement der Luftwaffe begann um Viertel vor fünf. Es war schwerer als das erste, zerstörte die Flughafengebäude, die nach dem ersten Angriff noch stehen geblieben waren, und schaltete die Verteidigung rund um Waalhaven aus. Die Hangars, die Hallen der Flugzeugfabrik Koolhoven, das Bahnhofsgebäude und die Baracken der Luftwaffe brannten nach der zweiten Ladung Bomben lichterloh. Die sechshundert niederländischen Militärangehörigen, die in einem Kordon rund um den Flughafen lagen, mussten sich Hals über Kopf in die Umgebung von Rhoon zurückziehen. Wout Wachtman begegnete etlichen von ihnen auf dem Rijsdijk, rennend, ohne Waffen, »nur halb oder teilweise bekleidet«.

Um Viertel nach fünf hörten Dien und Sandrien de Regt wieder tief fliegende Flugzeuge. Mittlerweile war es hell geworden, Sandrien sprang als Erste aus dem Bett, öffnete das Dachfenster, sah Hunderte von Taschentüchern herabflattern und rief: »Schau mal, Dientje. Schön.« Dien stellte sich neben sie und sagte, das seien Fallschirme. Nun schlüpfen auch Tobi, Geerten und Martinus, die von den ersten Bombenangriffen nichts gemerkt hatten, aus dem Bett. Und Vater und Mutter de Regt kamen die Treppe heraufgerannt. Alle drängten sich vor dem kleinen Dachfenster.

Aus schwarzen, schwer dröhnenden Junkers Ju 52 – die Deutschen nannten diese Maschine Tante Ju – sprangen insgesamt etwa siebenhundert deutsche Fallschirmjäger. Sie landeten alle auf den Wiesen vor oder hinter dem Rijsdijk. Auf Fotos, die von den Deichen aus, aus den Häusern oder (von den Deutschen) aus der Luft